

Deutschen Rundschau

Nr. 31. Bromberg, den 12. Februar 1926.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

(36. Fortsetzung.

Frau Enkelmanns schrille Stimme zerriß den Bann, der auf ihnen lag. Jetzt fand auch Dr. Heinicke die Sprache wieder.

„Wo ist das Hotel? Hier soll doch ein Hotel sein. Ich sehe kein Hotel." Er empfand das dringende Bedürfnis, sich eine Stunde hinzulegen. Auch schmerzten ihn die Schenkel, als ob er sich durchgeritten hätte.

Gudmundson zeigte in nördlicher Richtung. „Hier ist es."

Wenige hundert Meter vor ihnen, unterhalb des Geysir, lag ein kleines Holzhäuschen. Es war einstöckig und hatte zwei nach dem Geysir zu gelegene Fenster. Hinter dem Haus lag ein Schuppen, aus dessen Esse blauer Rauch aufstieg.

„Sie kochen das Mittagessen. Wenn wir etwas abbekommen wollen, müssen wir uns beeilen", sagte Minchen. Der Geysir war schön, aber das Essen war wichtiger. Der Geysir lief ihnen nicht mehr davon! sie wollten ja bis morgen hier bleiben.

Eynarson trieb die Pferde hinter das Haus. Das Plateau fiel hier sanft ab in eine Ebene, in der einige Grasbüschel ein kümmerliches Dasein fristeten. Hier konnten die Pferde weiden bis man weiterziehen würde.

Hedda und Elterlein schritten langsam hinter den Übrigen. Sie fanden auch jetzt noch keine Worte. Das alles war viel großartiger, viel wunderbarer, als sie es sich vorgestellt hatten.

Plötzlich griff Hedda nach seinem Arm.

„Sieh doch! Georg! Sieh doch! Das ist hier ja noch tausendmal schöner."

Sie standen am Blesi. Ein marmorweißes großes Doppelbecken, bis zum Rande mit heißem Wasser gefüllt und dieses Wasser war hellblau und wunderbar klar. Wenn man sich über den Rand beugte, fiel der Blick durch das Wasser in eine Höhle, die in dem Becken mündete. Die Wände der Höhle, in dem klaren Wasser zum Greifen deutlich, waren mannigfaltig gekrümmt und zartblau, wie der prächtigste Lasur. Sie schienen so dünn zu sein, daß sie in jedem Augenblick zu brechen drohten.

„Es ist wie in einem Märchen", sagte Hedda leise und schmiegte sich an ihren Verlobten. Er zog sie an sich und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn.

„Herzlieb! Wir wollen diese Stunde nie in unserem Leben vergessen."

Als sie sich dem Hotel näherten, schritt Gudmundson gerade über die Schwelle; er trug die Proviantkiste auf der Schulter.

Das Geysirhotel war ein kleiner hölzerner Bau, der durch Bretter in vier Räume geteilt wurde. In dreien von ihnen standen je drei notdürftig aus Brettern zusammengeschlagene Bettstellen mit Strohsäcken und Pferdedecken darüber. Das waren die Fremdenzimmer. Im vierten Zimmer standen ein wackeliger Holztisch und einige Schemel. Einen seltsamen Gegensatz zu diesem Mobiliar bildeten zwei schwere, dunkle Lederstühle mit reicher Schnitzerei und ein mit dunkelroter Seide bezogener Schaukelstuhl. Die Lederstühle und der Schaukelstuhl trugen in goldener Prägung eine Königskrone.

„Vor zwei Jahren ist der dänische König hier gewesen", erklärte Gudmundson. „Da hatte man das Mobiliar mitgebracht. Als er wieder fortritt, hat man die Stühle vergessen."

Minchen stand sofort vom Tisch auf, an den sie, das Essen erwartend, sich bereits gesetzt hatte und schmiegte die stattlichen Rundungen ihrer Hüften in die Seidenpolster. Jetzt saß sie auf einem Stuhl, auf dem schon einmal ein König gesessen hatte!

Ein junges Mädchen, einfach und nicht sehr sauber gekleidet, brachte auf einem Holztablett Teller, Gläser und Bestecks, stellte alles auf den Tisch und verschwand, stumm wie sie gekommen war. Die Haare hingen ihr tief in die Stirn, wie einem Pony.

„Ist das die Hotelwirtin? Sie sieht nicht sehr liebenswürdig aus", fragte Frau Enkelmann.

„Wir wollen sie das Ponymädchen nennen", schlug Hedda vor.

Gudmundson, dem die Fragen galten, war nicht mehr im Zimmer. Er war mit Dr. Heinicke, der seinen ärztlichen Rat begehrte, in eines der Fremdenzimmer getreten. Auch Dr. Heinicke hatte sich durchgeritten.

„Bleiwasser, Borsalbe, kühlende Umschläge!" verordnete der angehende Arzt.

Dr. Heinicke war sehr ärgerlich. Morgen sollte es weiter gehen, zur Hekla, nach Galtaläkur und Felsmuli. Es war eine dumme Geschichte. Gudmundson rieb ihn mit Borsalbe ein und empfahl ihm Ruhe.

Im Speisesaal war das Mittagessen aufgetragen. Als der Patient mit seinem Arzt eintrat, waren die übrigen bereits beim Essen. Eine große Schüssel voll Hammelgulasch stand auf dem Tisch. Gudmundson brachte aus der Proviantkiste ein Konservenglas mit Mixed-Pikles und eine Flasche mit Cornichons.

„Endlich einmal keine Fische!" sagte Overweg. Auch er hatte jetzt von den Fischen genug bekommen.

Nach dem Mittagessen wurde Kriegsrat gehalten. Ein Ausflug war von hier aus vorgesehen, der Ritt zum Gullfoß.

„Den Gullfoß muß man sehen", sagte Gudmundson.

Aber wenn, während sie am Gullfoß waren, der Geysir springen würde? Einen Geysirausbruch durfte man nicht versäumen.

Gudmundson sagte, daß er es mit Eynarson bereden wollte. Denn Eynarson war ein alter erfahrener Führer, der solche Expeditionen schon oft mitgemacht hatte.

Eynarson saß im Schuppen bei dem Ponymädchen. Hier war die Küche, die Speisekammer und ein Verschlag, in dem die Führer schliefen. Das Ponymädchen war Magd eines Hofes, der einige Kilometer entfernt in der Ebene lag. Im Hochsommer bewirtschaftete sie das Hotel, das nicht viel Mühe machte.

Nach einer Viertelstunde kehrte Gudmundson zurück, mit zwei länglichen Rollen in der Hand. Die Gefahr, einen Geysirausbruch zu verpassen, war sehr gering. Der Geysir sprang nur selten. Daß er gerade springen würde, während sie am Gullfoß waren, schien sehr unwahrscheinlich.

„Es ist aber doch möglich", sagte Dr. Heinicke. Er fühlte die angenehm kühlende Borsalbe und war nicht begeistert davon, jetzt gleich wieder reiten zu müssen. Er zwinkerte Gudmundson zu und hüstelte vernehmlich. Aber Gudmundson sah und hörte nichts. In seinen Augen stand der Gullfoß und seine Ohren lauschten dem Brausen des Falles.

„Eynarson hat mir Rauchraketen mitgegeben, damit wir den Ausbrch nicht verpassen können. Er will hier bleiben,

der Packpferde wegen, die nicht ohne Aufsicht sein sollen. Man weiß vorher schon, wenn ein Ausbruch zu erwarten ist. Der Geysir kündet es durch Schäumen und starkes unterirdisches Donnern an. Dann läßt Eynarson die Rauchraketen steigen. Wir sehen sie in der klaren Luft bis zum Gullfoß und reiten schnell zurück."

„Zwei passen besser auf, als einer. Ich werde auch hier bleiben", sagte der Apotheker. Den Gullfoß brauchte er sich nicht anzusehen. Der stand nicht auf seinem Globus. Es würde ihm besser tun, sich noch ein wenig zu erholen. Denn für morgen war ein beschwerlicher Ritt angesetzt: zehn Stunden im Sattel! Am liebsten wäre er jetzt umgekehrt und nach Reykjavik zurückgeritten.

„Wenn du hier bleibst, bleibe ich auch hier. Wir beide gehören zusammen", sagte Frau Enkelmann und fügte geistesgegenwärtig hinzu, „da wir doch Verwandte sind."

Fräulein Vulvius und Herr Elterlein brauchten von der Verlobung noch nichts zu wissen.

„Dann bleibe ich auch hier", erklärte Minchen. Sie hatte sehr viel gegessen und wollte in Ruhe verdauen. Auch wollte sie nicht mehr mit dem Oberlehrer reiten. Er hatte noch immer nicht gesprochen. Wie lange wollte er sie noch prüfen?

Dr. Heinicke biß sich auf die Lippen. Am liebsten wäre er auch zurückgeblieben. Aber er war der Leiter, der Anführer! Was würden die anderen von ihm denken?

„Dann müssen wir drei allein reiten. Es ist sehr schade. Der Gullfoß soll sehenswert sein."

„Sehenswert?" Gudmundsons Augen leuchteten. „Es gibt nichts Schöneres auf der Welt."

Er ging sofort, um die Pferde zu satteln. Es war ein Weg von zwei bis drei Stunden und gegen vier Uhr nachmittags mußten sie am Gullfoß sein.

„Dann liegt die Sonne gerade über dem Fall. Dann ist er am allerschönsten."

Sie ritten hintereinander, Gudmundson voran, dann folgte Hedda, dann Elterlein; Dr. Heinicke machte den Schluß. Der Weg, eine vertrocknete Rinne, war so schmal, daß nur ein Pony hier gehen konnte. Rechts und links stand die Böschung hoch, gegen die die Füße der Reitenden oft anstießen. Man mußte die Beine fest an den Pferdeleib legen.

Dr. Heinicke war sehr unzufrieden mit sich. Er mußte Trab reiten trotz seiner Schmerzen, um nicht zurückzubleiben. Das war unangenehm. Doch das allein war es nicht, was ihn quälte. Noch schmerzlicher war ihm das Gefühl, daß er mit Minchen nicht ins Reine kam. Aber er konnte sich ihr nicht erklären. Immer wieder störten ihn die Zweifel, die er in ihren Fleiß setzte. Eine zukünftige Hausfrau muß fleißig sein. Doch nur ein einzigesmal hatte er sie während der ganzen Reise bei einer nützlichen Betätigung gefunden, damals, als sie die Reiseordnung abschrieb. Das genügte nicht für eine gute Zensur. Vergeblich stellte er sich vor, daß niemand eine Vergnügungsreise macht, um zu arbeiten, daß sie gar keine Gelegenheit gehabt hatte, etwas zu leisten. Er kam von seinen Zweifeln nicht frei.

Nach zweistündigem Ritt, der in der schmalen, stellenweise sumpfigen Rinne entlang führte, gelangten sie in das Tal der Hvitá, die mit großer Schnelligkeit durch ihr enges Felsenbett schoß. Der Weg am Ufer war schmal und schlüpfrig. Die Pferde gingen zögernd und sehr vorsichtig. An einem Felsvorsprung, der sich in den Fluß vorschob, stieg Gudmundson aus dem Sattel.

„Es sind nur mehr wenige Schritte."

Schon seit einer halben Stunde hatten sie das Brausen des Falles gehört. Jetzt sahen sie, um den Felsvorsprung biegend, den Gullfoß vor sich liegen.

Aus einer Höhe von zwanzig Metern stürzte über zweihundert Meter breite, wildzerklüftete Felsterrassen kochend und brüllend in schneeiger Gischt die Hvitá in eine tiefe Felsenspalte, die durch hohe Basaltblöcke gebildet wurde. Wie eine weiße, breite, sprühende Wand war die Hvitá, die während des Falles in Milliarden glänzender, glitzernder Tropfen zerstäubte und wieder zusammenschoß zu hohen Kaskaden, deren grüne, seitliche Wellen gläsern schimmerten wie Gletschereis.

Und dann kam die Sonne! Noch eben hinter losem Gewölk halb versteckt, brach sie plötzlich hervor und warf ihre Strahlen über den Fall, daß die hohe, weiße, sprühende Wand zu Gold wurde und die gewaltige, stürzende Wasserflut zu einer Welle flüssigen Goldes, dessen Glanz die Augen blendete.

„Gullfoß heißt goldener Fall", sagte Gudmundson, während ihm die Tränen an den Wangen niederrollten.

„Goldener Fall", wiederholte Hedda langsam. „Goldener Fall!"

Elterlein war die Böschung herabgeklettert, näher an den Fall heran und ritt jetzt auf einem Felsstück, das weit in den Fluß vorragte. Von hier aus war der Anblick noch gewaltiger.

Gudmundson fühlte seine Verantwortung als Führer.

„Der Herr muß zurückkommen. Es ist nicht gut, dort zu sitzen."

Doch im Tosen und Brüllen des Falles ertranken seine Worte.

Elterlein hielt sich am Felsen fest und schlürfte in tiefen Atemzügen die vom Wasserstaub getränkte Luft. Er hätte hier stundenlang sitzen mögen. Da fühlte er, daß ihn jemand am Arm zog.

„Der Herr muß heraufkommen; es ist nicht gut, dort zu sitzen."

Gudmundson war ihm nachgeklettert, um ihn zurückzuholen.

Elterlein schüttelte den Kopf. „Es ist nicht gefährlich."

„Gefährlich ist es nicht. Aber der Felsen ist kalt und naß und der Herr ist heiß vom Reiten. Es kann sehr schmerzhaft werden und sehr brennen."

Endlich verstand Elterlein. Man kann sich wundreiten. Man kann aber auch, wenn man erhitzt sich auf einen kalten Stein setzt, sich einen Wolf zuziehen, eine Hautentzündung, die ebenso schmerzhaft ist.

Als sie eine Stunde später zurückritten, spürte er, daß Gudmundson recht gehabt hatte. Er mußte die Zähne aufeinander beißen, um nicht aufzuschreien. Es war gut, daß sie hintereinander ritten und Hedda sein Gesicht nicht sehen konnte.

Dietrich Overweg stand am Becken des großen Geysir mit den beiden Gläsern, die er in Reykjavik gekauft hatte. Erwartungsvoll schauten Frau Enkelmann und Minchen ihm zu. Jetzt sollten die Gläser in das Becken getaucht, sollten zu wirklichen Reiseandenken werden. Er befestigte am Henkel des einen Glases einen Bindfaden und senkte es langsam in das heiße Wasser.

Kling, Klang, machte das Glas.

Als er den Bindfaden herauszog, hing nur noch der Henkel daran.

„Das hättest du dir denken können," sagte Frau Enkelmann, „das Wasser ist kochend heiß."

Alle Menschen sind klug, wenn sie vom Rathaus kommen.

Nachdenklich betrachtete der Apotheker das andere Glas. Eine hölzerne Zigarrenspitze, ein beinerner Federhalter wäre praktischer gewesen.

„Du mußt kaltes Wasser mit Geysirwasser mischen und das dann in das Glas tun. Geh Minchen! Hol' ein Glas Wasser aus dem Hotel. Auf dem Tisch stand eine Karaffe."

Minchen ging widerspruchslos, das Verlangte zu holen.

„Wie klug du bist liebe Therese! Du hast recht. Es ist gewissermaßen dasselbe."

Dankbar griff er nach ihrer Hand und tätschelte sie. Er war sehr froh, daß er sie bei sich hatte.

„Ich glaube, wir werden sehr gut miteinander leben. Du hast dieselben Anschauungen wie ich, dieselben Neigungen und Ziele. Wir werden sehr gut miteinander auskommen."

Sie nickte beistimmend. Wenn sie nur erst verheiratet wären! Dann würden diese dummen Sachen, die überall bei ihm herumstanden, die Schals und Dolche und Rosenkränze sofort in die Rumpelkammer auf den Boden wandern. Frau Schmidt war eine unsympathische Person; aber wo sie recht hatte, hatte sie recht. So sah kein Salon aus; das war ein Museum. Hier konnte man keinen Menschen empfangen. Auch die albernen Bilder mußten von der Wand verschwinden. Wenn eines davon übrig blieb, war es mehr als genug. Er sollte selbst aussuchen, welches Bild er behalten wollte. An die Stelle der anderen sollten Familienbilder treten, die Bilder ihrer Eltern und Verwandten. Auch von Dietrichs Eltern besaß sie ein kleines Bild. Das sollte vergrößert werden und kam dann über die Kommode.

Menschen die sich lieben, haben oft die gleichen Gedanken. Auch der Apotheker dachte im nämlichen Augenblick an die Bilder, die daheim an der Wand hingen. Nun sollten zwei neue Photographien dazu kommen, das in Reykjavik aufgenommene Bild, das ihn auf dem Pony zeigte und das Geysirbild.

Dietrich Overweg und der springende Geysir! Es mußte ein Bild von imponierender Wirkung werden.

Doch mit dem Geysirbilde hatte es noch gute Wege. Denn der Geysir sprang nicht; auch war kein Photograph da. Trotz der Voraussage des Lehrers hatte er bestimmt erwartet, wenigstens einen Photographen in einer Bretterbude hier anzutreffen. Noch überall, wo er bisher gewesen, waren auch Photographen gewesen. In Ägypten hatte man sich vor ihnen kaum retten können. Überall standen sie mit ihren Kästen und luden zu einer Aufnahme ein. Auch in Jerusalem hatte er unschwer einen Lichtbildkünstler aufgetrieben, der ihn an der Klagemauer photographierte. Hier aber war wirklich weit und breit kein Photograph zu sehen.

Wieder half ihm Frau Therese aus der Not. Was war einfacher, als daß er sich in Reykjavik noch einmal photographieren ließ? Gewiß hatte dort ein Photograph einen Hintergrund, auf dem ein springender Geysir abgemalt

war. Dann setzte er sich vor diesen Prospekt in einen bequemen Sessel und es wurde doch ein echtes Bild. Denn er war ja wirklich am Geysir gewesen.

Er legte die Finger an die Stirn. „Ja. Du hast recht. Aber wo soll ich das Bild hinhängen? Nehme ich es als ein Islandbild, dann muß es hinter Jerusalem hängen. Nehme ich es als ein Bild vom Geysir, dann gehört es davor."

Frau Enkelmann dachte, daß ihn solche Sorgen nicht lange mehr quälen sollten. Aber nicht immer spricht man aus, was man denkt.

„Ich würde es vor Jerusalem hängen als ein Geysirbild. Denn hinter Jerusalem hängt dann das andere Bild, auf dem du zu Pferde bist. Das ist doch auch ein Islandbild."

Minchen kletterte vorsichtig den Hügel heran, mit der Wasserkaraffe in der Hand. Die Taufe des zweiten Glases vollzog sich ohne störenden Zwischenfall. Overweg mischte in der Karaffe kaltes und Geysirwasser, goß etwas in das Glas und entleerte den Becher in das Becken. Es war sehr feierlich. Dann wickelte er den Becher vorsichtig wieder in Papier. Minchen erbot sich, ihn in seine Kammer zu tragen, damit er nicht zerbrochen würde. Sie hatte ihren Kummer darüber, daß er die Mutter der Tochter vorgezogen hatte, verschmerzt und begann bereits in ihm den Vater zu sehen. Einen reichen Mann haben, ist angenehm; aber einen reichen Vater zu besitzen, ist auch nicht übel. Man kann mit seiner Hilfe zu einem Mann kommen. Die Hoffnung auf den Oberlehrer, heute morgen noch stark und gewaltig, begann zu verblassen. Er würde mit seiner Prüfung niemals fertig werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tote Meer.

Dr. Paul Wilhelm von **Keppler**, Bischof von Rottenburg, hat in seinen „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient" (Herder, Freiburg i. Br.) eine treffliche Reiseschilderung geschaffen. Als Probe daraus geben wir seinen Bericht über das Tote Meer wieder.

Das Tote Meer! Der Name paßt. Diese Wasserfläche hat zwar einen für den Sonnenglanz empfänglichen, ihn widerstrahlenden Spiegel, aber im übrigen ist sie tot; es fehlt ihr Wellenschlag und Bewegung. Die heißen Winde aus der Araba, welche die Luft in Wallung bringen — diese schwere, tote Masse umschmeicheln sie umsonst; sie laden vergeblich die Wellen zum Tanze. Kaum der Sturm vermag sie zu wecken und in Musik zu setzen. Die muntern Jordanwellen, die vom Gebirge herabgesprungen kommen, sie sind nicht imstande, die Wasser zu beleben, sie verlieren selbst das Leben in dem Moment, wo sie sich mit ihnen berühren. Kähne und Flöße, die man dem Meere auflud, machen kaum einen Eindruck auf die metallene Fläche, lassen keine Furche hinter sich Unheimlich sind sie, diese Wasser. Sie spielen nicht am Ufer mit dem Sande; sie plaudern nicht mit den Menschen. Nein, dies Meer ist nicht des Menschen Freund. Wenn du es nicht glaubst, koste von seinem Wasser: ein ekliger, bittersalziger Gifttrank, gegen den das Wasser des Ozeans süß und wohlschmeckend ist. Eine Giftmischerin ist sie, diese See. Es macht ihr Freude, die armen Fische zu töten, die munter den Jordan herabgeschwommen kommen. Kein vegetabilisches und kein animalisches Leben birgt ihr Todesschoß. Und wenn es auch nicht wahr ist, daß kein Vogel darüber fliegen kann, ohne das Leben einzubüßen, so ist es doch wahr, daß man nicht selten tote Vögel auf ihren Wassern schwimmen sieht, die ihre Stickluͤfte getötet. Und wie vielen hat der Versuch, ihr ihre Geheimnisse abzulauschen, das Leben gekostet! Sie mordet in die Ferne; auf weitem Umkreis tötet sie mit ihren Giftsalzen Pflanzen und Bäume. Wie Leichengebeine sehen die dem Ufer entlang liegenden Baumstämme und Zweige aus, die sie mit ihren Salzen gebeizt und gebleicht hat.

Ein unheimlicher Punkt im Weltall. So erscheint er nach dem, was wir über ihn wissen und was wir nicht wissen. Die wissenschaftliche Forschung hat ihn nicht aufhellen können. Sie konnte im Laufe der Jahrhunderte, besonders im neunzehnten Jahrhundert durch die opfermutige, mit grauenhaften Strapazen verbundene amerikanische Expedition Lynch 1848 und durch die Entdeckungsreise des Herzogs von Luynes 1864 eine Reihe von Tatsachen feststellen, aber sie konnte nur wenige derselben erklären. Wir wissen jetzt, daß das 5½ Stunden breite, 20 Stunden lange Meer, das 2½ mal so groß ist als der Bodensee, in einem Kessel liegt, der durch die tiefste Einsenkung der ganzen Erdoberfläche gebildet wird. Sein Spiegel liegt 399 Meter unter dem des Mittelländischen Meeres, sein Grund 792 Meter unter dem Spiegel des letzteren; denn der größere Teil des Salzmeeres hat eine durchschnittliche Tiefe von 300 Meter, die an den tiefsten Punkten sich auf 339 Meter steigert. Wir wissen, daß das Wasser 28 Prozent Chemikalien hat. 23 Prozent Salze, dazu noch 5 Prozent Brom- und Chlorgehalt. Wir wissen ferner, daß das Meer wegen seiner beispiellosen Tieflage ohne allen Abfluß ist und trotz der täglich einströmenden Wassermassen nicht wesentlich wächst, woraus folgt, daß die täglich allein aus dem Jordan einfließenden zirka 6000 Millionen Liter Wasser täglich wieder verdunsten, daß täglich eine Wassermasse von 13½ Millimeter Höhe vom Meer abdunstet. Das wissen wir Aber wie all das geworden ist, wie diese größte Abnormität der ganzen Erdoberfläche sich so gebildet hat, das wissen wir nicht; auch die Wissenschaft bleibt hier vor einem unheimlichen Fragezeichen stehen.

Die eine Möglichkeit ist die, daß infolge gewaltiger Terrainveränderungen sich die Kluft des Toten Meeres gebildet und gefüllt hat mit einem See, der infolge des Einsturzes und der Auflösung und Auslaugung von Steinsalzgebirgen ein Salzsee wurde. Dieser See verslang nun auch den Jordan, der früher durch das ganze Tal lief und sich ins Rote Meer ergoß. Freilich scheint gegen diese Annahme die starke Bodenerhöhung der Araba zwischen dem Toten und dem Roten Meere zu sprechen; man müßte denn nur auch sie als eine Wirkung der Katastrophe ansehen.

Seit dieser Katastrophe ruht der Fluch auf diesem Höllengrabe. Seitdem sind die scharfen Wasser der Salzsee damit beschäftigt, den eklen Geifer der Unzucht wegzuätzen, mit dem Sodomas Sünde dieses Land überzogen und geschändet hatte. Seitdem ist hier das Warnzeichen, auf das von Jahrhundert zu Jahrhundert die Propheten und Bußprediger hinweisen, das das Buch der Weisheit (10, 6 ff.) erwähnt. an das im Neuen Testament Petrus (2. Petr. 2. 6 ff.) und Judas (V. 7) erinnern, das der Herr in seine Gerichtspredigt hereinnimmt (Luk. 17, 28). Seitdem blieb es eine unheimliche Stelle; denn Ezechiels große Vision, wie vom Tempel in Jerusalem ein herrlicher Strom ausfließt und den Tempelberg herabrauscht zum Landstrich gegen Osten und sich ins Meer ergießt und dessen Wasser heilt, so daß sie mit Fischen sich füllen und mit Bäumen ringsum sich umsäumen (Ez. 47, 1 ff.), nimmt wohl den Einschlag aus diese Erdengegend, verkündet aber nicht die Regenerierung dieser in Wehen liegenden Natur, sondern der Menschheit, die in geistigem Sinne ein Totes Meer geworden war, Seitdem brütet Grauen und Entsetzen . . .

Eine Kapuzinerpredigt gegen die allzukurzen Haare.

Im Pariser „Journal" reitet der Schriftsteller De Walesse mit eingelegter Lanze an gegen den „weiblichen Wahnsinn" der „allzu kurzen Haare". Nachdem er die Behauptung aufgestellt hat, daß kein Hermelin- oder Fuchspelz dem natürlichen Reichtum einer blonden oder schwarzen Haarfülle an Schönheit gleichkomme und daß die sogenannte Pagenfrisur, die mit dem mäßig kurzen Haar bei dem anmutigen Anblick, den sie gewährte, nur noch eine Linie von Weiblichkeit einhielt, bereits ein überwundener Standpunkt sei, wettert er ausgiebig gegen die „groteske" Mode, den Nacken ausrasieren zu lassen, wodurch der weibliche Kopf in einen halbgerupften Vogelkopf verwandelt werde. „Wir haben schon", so eifert De Walesse übellaunig weiter, „die nach männlicher Art geschorene Venus, und wir werden wenn wir auf diesem Wege weiter schreiten, bald die Venus mit dem rosig schimmernden und enthaarten Schädel haben."

Nun gibt es aber auch Frauen, die diesen wunderlichen Geschmack verteidigen, indem sie für ihn die Bequemlichkeit und Schnelligkeit ins Feld führen, womit das Haar „gemacht" wird: Ein Strich mit dem Kamm, und alles ist in Ordnung.

„Lüge!" ruft ihnen der französische Schriftsteller zu, der eigens zu diesem Zweck einen Damenfriseur interpelliert hat und daraufhin noch folgendes zu sagen weiß: „Der ausrasierte Nacken bedarf fast täglicher Pflege wie der Bart der Männer, und der Kopf muß immer wieder „gemacht" werden, so das launische Löckchen, das lose herabfallen soll, um die Wangen zu liebkosen, und die Perücke für die Abendtoilette nicht zu vergessen, da man doch über einen weiten Kleiderausschnitt gewiß nicht eine wie mit der Guillotine abgehackte Frisur sehen lassen kann . . ." De Walesse schließt seine Philippika mit dem etwas tragischen Ausblick: „Von den zu kurzen Haaren kann nichts Gutes kommen, weder für die Frau, noch für uns Männer, noch für das Land."



Bunte Chronik



* **Wie tief sinken die Temperaturen in den Tropen?** Über die Temperaturen der Tropen macht man sich vielfach noch recht irrige Vorstellungen. Auffällig an dem Tropenklima sind weniger die ungewöhnlich hohen Temperaturen, die mitunter erreicht werden, als die geringen Temperaturunterschiede. Während bei uns die Temperatur zwischen etwa 20 Grad Kälte und 35 Grad Wärme schwankt, sind die Unterschiede in den Tropen bedeutend geringer. Selbst in den kältesten Monaten, zur „Regenzeit", herrschen hier immer noch 18 Grad Wärme, so daß also die Schwankungen im äußersten Falle kaum halb so groß sind wie bei uns. In den „Trockenklimaten" allerdings, z. B. in der Wüste Sahara, sind die Unterschiede größer, und zwar hauptsächlich deshalb, weil hier infolge des geringen Baumbestandes ein großer Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht besteht. Die Nacht ist nach einem heißen Tage oft empfindlich kalt, das Thermometer sinkt auf + 10, ja sogar auf + 8 Gr. Celsius. Es ist leicht verständlich, daß da die Eingeborenen in ihrer dünnen Kleidung vor Kälte zittern und am Äquator vielleicht ebenso frieren wie wir bei 10 Grad Kälte. Es kommt schließlich alles auf die Gewöhnung an.

*

* **2300 Meter unter der Erde.** Bisher betrachtete man als den tiefsten Punkt, zu dem man mit Hilfe der Tiefbohrung in das Erdinnere eingedrungen ist, das Bohrloch von Czuchow bei Gleiwitz in Oberschlesien, das eine Tiefe von 2240 Meter aufweist. In der letzten Zeit ist es jedoch, wie ein Bericht in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde" meldet, den amerikanischen Tiefbohrungen gelungen, ein Bohrloch in noch größere Tiefe hinabzuführen, indem zehn Kilometer südlich von Fairmont in Westvirginien ein Bohrloch die Tiefe von 2310 Meter erreichte. Die Arbeit, die fast drei Jahre erforderte, wäre noch weiter fortgeführt worden, sie wurde aber unterbrochen, da in der Tiefe von 2310 Meter das Gestänge brach. Leider ergab die Bohrung trotz der beträchtlichen Tiefe kein Erdöl, wie man erwartet hatte; dafür aber brachte sie Funde sehr bedeutsamer Fossilien zutage. Außerordentlich tiefe Bohrlöcher erzielte man ferner in Pittsburg, wo man, um auf Erdöl zu stoßen, bis in eine Tiefe von 2251 Meter drang, sowie bei Ligonier, wo im Dezember 1924 eine Erdgasbohrung erst in einer Tiefe von 2258 Meter das Erdgas aufspürte. Diese Erdgasquelle erwies sich übrigens als sehr ergiebig, da die Gasmenge, die sie liefert, im Tag 6000 Kubikmeter beträgt.

*

* **Die Menschenohren wachsen.** Ein Wiener Arzt, Dr. Pfuffer, hat nachgewiesen, daß die Ohren der Menschen von Generation zu Generation länger und größer werden. Er hat seit mehreren Jahrzehnten Versuche und Untersuchungen angestellt und ist auf Grund genauester Beobachtungen zu diesem Ergebnis gekommen. Als Grund nimmt Dr. Pfuffer die verstärkten und vermehrten Geräusche an, die das moderne Leben mit sich bringt und auf die sich die Ohren neu einstellen, indem sie die Schallfänger, nämlich die Ohrmuscheln vergrößern. Ein anderer Arzt hat herausgefunden, daß bei allen Menschen, die viel telephonieren, das linke Ohr größer ist als das rechte.

*

* **Das Studium in der Badewanne.** Frau Caruso sagt, daß sie nie ganz begriffen hätte, wie Caruso die Worte und Noten seiner Partie erlernte. Plötzlich begann er an irgendeinem Tage mit seinem Studium. Nachdem er etwa zehn Minuten mit Salzwasser oder anderen Mitteln gegurgelt hatte, begab er sich in sein Bad; einer seiner Diener brachte ihm ein niedriges Notenpult mit der Partitur, so daß er diese während des Badens lesen konnte. Sein Begleiter spielte in einem benachbarten Zimmer gleichzeitig die Partitur auf dem Klavier vor, und Caruso sang hin und wieder mit halber Stimme. Sein einfaches Frühstück — eine Tasse schwarzer Kaffee und eine Semmel — hatte er bereits vorher im Bett eingenommen, worauf die Post erledigt worden war. Nach dem Bad warf er einen flüchtigen Blick in die Morgenzeitung. Dann kam das eigentliche Üben. Wenn er sich nicht auf eine Abendvorstellung vorzubereiten brauchte, dann waren diese Stimmübungen nur kurz; stand aber sein Name auf dem Theaterzettel des Abends, dann mußte die ganze Partitur des Werkes — jede Note — regelmäßig noch einmal durchgenommen werden, ganz gleich, wie oft er in der Oper schon aufgetreten war. Er begnügte sich auch nicht damit, nur seine Rolle zu lernen, sondern studierte auch genau die Worte und Noten der Rollen seiner Mitspieler.

*

* **Beneidenswerter Beruf.** Der Portier eines Restaurants in den Champs Elysees in Paris wurde kürzlich interviewt, um zu erfahren, was er für ein durchschnittliches Einkommen habe. Die Aufgabe des Betreffenden besteht darin, den Regenschirm aufzuspannen, wenn Gäste im Auto ankommen und sie trocken zum Eingang zu geleiten. Diese Arbeit scheint sehr einträglich zu sein, denn der Portier bekannte sich zu einem täglichen Einkommen an Trinkgeldern von . . . 300 Frank, das heißt 50 Goldmark.

*

* **100 000 Dollar für einen Finger.** Ein früherer Konzertpianist und Klavierbegleiter von Opernstars, Alexander Stock in Neuyork, hat eine Droschkenautogesellschaft, die Yellow Cab Corporation in Neuyork, auf Schadenersatz in Höhe von 100 000 Dollar verklagt. Er begründet seine Klage damit, daß er durch die Fahrlässigkeit eines Droschkenchauffeurs dieser Gesellschaft seinen kleinen Finger und damit sein einziges Mittel, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, eingebüßt hätte. Der Künstler wollte vor einiger Zeit eine Fahrt mit einem Wagen der beklagten Gesellschaft machen. Als er in den Wagen hineinsteigen wollte, schlug der Fahrer in fahrlässiger Weise die Wagentür zu früh zu, wodurch der Finger des Fahrgastes festgeklemmt und böse zerquetscht wurde. Es trat eine Blutvergiftung ein, die eine Amputation des Fingers notwendig machte.

*

* **Ein eigenartiges Restaurant.** Buenos Aires besitzt unzweifelhaft das kleinste und merkwürdigste Restaurant der Welt. Es ist in dem Stadtteil, der am meisten von Matrosen und Dockarbeitern besucht wird. Das ganze „Restaurant" besteht aus einem großen Topf von zirka einem Meter Durchmesser und einer entsprechend großen Gabel. Der Wirt füllt den Topf mit heißem Wasser, wirft ein paar Stücke Fleisch hinein und färbt schließlich das Ganze mit einer Flüssigkeit dunkel, damit das auf dem Grunde liegende Fleisch nicht mehr zu sehen ist. Dann wird ein Feuer unter dem Kessel entzündet. Wenn es im Kessel zu sieden beginnt, hängt der „Wirt" ein Plakat heraus: „Mittagessen fertig!" Das Gericht ist dort sehr beliebt und wird überall verabreicht; es heißt Puchero. Jeder Kunde muß zuerst den Betrag von zirka 20 Pfennig entrichten und erhält dann die große Gabel, mit der er bei einigem Geschick ein schönes Stück Fleisch auf dem Grunde des Topfes ergattern kann. Erwischt er kein Fleisch, so sind die 20 Pfennig verloren.

*

* **Fräulein Räuberhauptmann.** Nach einer großen Anzahl verwegener Raubüberfälle, die in Kowno, der Hauptstadt Litauens, viel Aufsehen und Beunruhigung erregt hatten, ist es der Polizei jetzt gelungen, eine Räuberbande festzunehmen, welche alle diese Untaten verübt hatte. Dabei hat es sich zur großen Überraschung der Polizei und des Publikums herausgestellt, daß an der Spitze dieser Bande ein 19jähriges Mädchen stand. Dieses Fräulein Tomoschunas scheint einer Familie anzugehören, in welcher das Banditentum traditionell ist; ihr Bruder ist nämlich bereits wegen zahlreicher Räubereien hingerichtet worden. Die Pressevertreter, welche die unternehmende junge Dame zu Gesicht bekamen, schildern sie als eine bezaubernde Erscheinung von geradezu klassischer Schönheit. (Na also!) Sie tritt sehr hochmütig und spöttisch auf und gibt zu, die „geistige Leitung" der Bande gehabt zu haben. Zur persönlichen Teilnahme an den Einbrüchen, Überfällen usw. hat sie sich aber nicht herabgelassen.



Lustige Ecke



* **Zeitgemäß.** Fremder: „Was ist das nur da hinten für ein entsetzlicher Klamauk, ein Gröhlen und Toben ohne Ende?" Einheimischer: „Ach, dort wird nur wieder einmal eine größere Fabrik „stillgelegt"."

*

* **Ortskenntnis.** Einige angeheiterte Studenten ziehen singend durch die Straßen von Heidelberg, es ist Nacht und der Nachtwächter begegnet ihnen und verbietet ihnen das laute Singen. Darauf ruft ihm einer der Studenten zu: „Im Uhland steht geschrieben, Singe, wem Gesang gegeben!" Worauf der Nachtwächter zurückgibt: „Mir sin hier nit in Uhland, mir sin in Heidelberg."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.